

Peter Moeschl, 1999

Zungen

Non si vede - das, was man nicht sieht - hat Sylvia Kummer zum Vorschein gebracht, sie zeigt uns Zungen. Nun ist Zungen zeigen gewiss noch keine Kunst. Auch ist das künstlerische Anliegen nicht eines, das sich - non si vede - unmittelbar oder direkt offenbart. Es ist aber, so meine ich, eines der verdeckten Art, es artikuliert sich im Bereich der Vermittlung. Es ist das ein Anliegen der *Übersetzung* von Sinneseindrücken: Das Kontaktorgan Zunge, auf dem sich alle *Nahsinne*, vor allem des Geschmackes und des Tastens vereinigen, soll in seiner unmittelbaren Sinnlichkeit über einen *Distanzsinn*, das Sehen von Bildern, sinnlich erfahrbar gemacht werden. Es besteht der Anspruch die Sinnlichkeit des Kontaktes in die des Sehens zu übersetzen und dabei die sinnliche Qualität der unmittelbaren Berührung visuell fassbar zu machen. Gewiss ist das eine Unmöglichkeit, die nur virtuell ihrem Anspruch gerecht zu werden vermag. Es ist dies aber eine Unmöglichkeit, die jene analytisch synthetische Kraft aufleuchten lässt, mit der sich die einzelnen Sinne in ihrem Zusammenwirken nicht einfach nur ergänzen, sondern - so Hegel - *gegenseitig strukturieren*. Schließlich wird dadurch die synästhetische Einheit der sinnlichen Erfahrung überhaupt erst ermöglicht. Hinsichtlich der sinnlichen Verschränkung von Tasten und Sehen hat - schon vor Hegel - George Berkeley das taktil Erfahrbare als die Grundlage des für uns visuell Wahrnehmbaren schlechthin charakterisiert. Das körperliche Auseinandersetzen in der Berührung, im Taktilen, schaffe *primär* den Sinn des Sinnlichen und mache damit die gesehene Welt *erst sichtbar*.

Sehbares gibt es heute jedoch in einem steigenden Ausmaß, es übertrifft das taktil Erfahrbare bei weitem. Um aus diesem Sehbaren ein für uns - körperlich relevant - Sichtbares zu machen (und das heißt: Gegenstände identifizieren), können wir uns im Zeitalter des Computers und der Television immer weniger in die Welt hinein *vortasten* und diese zu einer *unsrigen* machen. Wir sind immer mehr darauf angewiesen taktile Eindrücke aus dem Visuellen zu rekonstruieren. Zugleich müssen wir aber zum Wahrnehmen des Visuellen selbst wieder auf taktile Erfahrungen zurückgreifen. Generell führt damit das steigende Ungleichgewicht von Sehen und Tasten nicht nur zu einer "sinnlosen" Dominanz des Visuellen, sondern darüber

hinaus zu einem Auseinanderfallen, zu einem Fraktionieren all unserer Sinneseindrücke, die dadurch immer schwerer zu einer sinnlichen Einheit der Erfahrung finden können. Um diese Einheit zu meistern werden heute also immer höhere Anforderungen an unsere sinnliche Vorstellungskraft gerichtet. Es gilt - entgegen dem fraktionierten Erleben und dessen bloß schematischen Zusammenhängen - *produktive synästhetische Entsprechungen* im Sinne von Entwicklungsbeziehungen zu erschließen. Erst diese konstruktive Vernetzungsarbeit innerhalb der Sinneswahrnehmung kann unsere sinnliche Erfahrung auch in ihren *virtuellen* Bereichen tragfähig gestalten ... - Nicht zuletzt ist es also die *konsensuelle Dynamik* in der sinnlichen Wahrnehmung, auf welche Sylvia Kummers Arbeit "non si vede" anspielt. Ihre Bilder von Zungen fordern zu einem permanenten Hin- und Hergehen zwischen der sinnlichen Welt des Sehens und des Tastens auf. Im Besonderen fungiert hier der Sehsinn, welcher die Zungen unter dem Aspekt des Außen abbildet, dadurch aber auch eine Kontaktempfindung virtuell konstruiert, als ein *verschwindender Vermittler*. Als solcher bleibt er gerade nicht dem Visuellen verhaftet. Er verschwindet insofern, als er sich und sein Medium der Distanz in der Rekonstruktion der sinnlichen Erfahrung von Berührung (und deren gleichzeitigem Innen- und Außenaspekt) immer wieder zurücknehmen muss.

Sinnliche Erfahrung ist nicht einfach die gegenständliche Wahrnehmung durch einen neutralen Rezipienten, wie das oft fälschlich angenommen wird. Es ist dies vielmehr das In-Beziehung-Setzen der *nach innen* gerichteten Sinne, die die eigene *Zuständlichkeit* des Rezipienten, und der nach außen gerichteten Sinne, die die *Gegenständlichkeit* des Wahrzunehmenden ermitteln. Auf dieses körperlich-leibliche Selbstverhältnis der sinnlichen Wahrnehmung, der Positionierung, haben bereits Helmut Plessner und Michail Bachtin, sowie verschiedene phänomenologisch ausgerichtete Philosophen hingewiesen. In einem Wechselspiel der konstruktiven Objektdarstellung und der gleichzeitigen Selbstvergewisserung vollzieht sich die *leibliche Positionierung der eigenen Person* des Betrachters als ein *Prozess* der körperlich-sinnlichen Verortung. Hier zeigt sich gleichsam eine *sinnliche Reflexion* als konkrete reflexive Selbstbestimmung im körperlichen Handlungsvollzug. Erst über das Außen nämlich, *erst über das und die Anderen*, sind unsere Sinne in der Lage sich aufeinander zu beziehen. Sie geben damit konkret Rechenschaft von jenem - so Lacan - radikal äußerlichen, *extimen* Charakter all unserer Intimitäten.

Neue sinnliche Erfahrung benötigt also immer auch eine Positionierungsarbeit des Rezipienten in seiner sinnlichen Aktivität. Diese Arbeit ist selbst dann noch zu leisten, wenn die alte, bewahrte Position rekonstruiert werden kann. Die Gewohnheit, über die sich die *passiven* Beobachter aus ihrer festen, für sie selbst unbemerkten leiblichen Position heraus neue sinnliche Eindrücke einzuverleiben trachten, ist jedenfalls kein geeignetes Medium Erfahrung - und das sind ja immer *neue* Erfahrungen! - zu machen. Dem Automatismus der Gewohnheit sind damit klare Grenzen des sinnlich Erfahrbaren gesetzt. Es sind dies aber keine Grenzen des Individuums nach Außen, sondern solche gegenüber dem eigenen Innen, zumal gerade für eine umfassende - also konsensuelle - sinnliche Arbeit eine existenzielle Öffnung der eigenen Person und deren leiblichen Aktivität erforderlich ist. Das konsensuelle Wirken der Sinne kann also gerade, was die Verarbeitung *neuer* Eindrücke betrifft, keineswegs über eine schematische Verknüpfung der sinnlichen Gewohnheiten hinreichend erfasst werden. An ihm tritt vielmehr das komplexe Selbstverhältnis der Individuen und deren differentielle Aktivität ihres Innen und Außen zu Tage.

Oberflächen, Grenzflächen, Beziehungen sind das Organon lebensweltlicher Dynamik, an ihnen und über diese formen sich die Lebewesen. Es sind dies die Grenzflächen als *aktive Strukturen*, an denen sich das Innen der Einzelnen über ihr Außen reflexiv selbst bestimmt. Hier wird gegenüber einer spezifischen Umwelt ein Gradient errichtet und aktiv aufrecht erhalten. Lebewesen sind zutiefst und nur an ihren Grenzen und Kontakten das, was sie sind. Der lebendige Einzelne hat also keinen, wie immer gearteten transzendenten Kern. In der klassischen Idee eines Kernes, spiegelt sich nur die bislang unzureichende Erfassung der nach innen verlagerten Grenzfläche, jener nach innen verlagerten Beziehungsfähigkeit des Individuums. Sein sogenannter Kern ist also nichts anderes als eine Repräsentation des Außen im Innen, eine *Faltung* seiner Grenzen nach innen. Dementsprechend hat auch Gilles Deleuze die Entstehung des Inneren als eine Einfaltung der funktionell relevanten Oberflächen erklärt. In der philosophischen Metapher der Falte würdigt er das bis ins Innerste des Wesens bestimmende Äußere. Damit ist es ihm gelungen der schon genannten bornierten Denkvorstellung eines substantiellen Inneren zu entkommen. Diese, seine Anschauung ist dabei keineswegs aus der - philosophischen - Luft gegriffen, zumal sogar die neurobiologische Forschung die

Entstehung des Zentralnervensystems, unseres Ich-Repräsentanten par excellence, als eine Einfaltung der Körperoberfläche, des Ektoderms nämlich, erkennt.

Wo aber am Körper existiert eine Faltung der sinnlichen Oberfläche, die noch nicht, wie das Zentralnervensystem, völlig inkorporiert wurde? Was ist eine Faltung, die sich noch in einem Schwebezustand zwischen Innen und Außen befindet? - Kein Zweifel, es ist die Zunge. Als Höhlenbewohnerin ist sie weder außen noch völlig im Körper verinnerlicht, sondern fungiert als eine Grenzgängerin der Körpergrenze. Aktiv durchbricht sie die räumliche Geschlossenheit des Körpers. In ihr komprimiert sich die sensible Arbeit und das Wechselspiel von anfühlen und umfasst werden, von - so Robert Musil - konvexem und konkavem Empfinden. Die Zunge ist das Organ der Einverleibung, welches mehr noch als dem passiven Objekt Körper dem aktiven Subjekt Leib zuzuordnen ist.

Die Zunge, selbst wenn sie flüchtig von den Anderen wahrgenommen wird, ist in unserem Alltag keineswegs ein Gegenstand expliziter Selbstwahrnehmung. Wird sie an den Anderen bemerkt, etwa in Form einer aggressiv gezeigten Zunge, so wird sie zumeist nur als ein primitivsprachliches Symbol verstanden. Ihre körperliche Konnotation wird dabei wohl wahrgenommen, kaum aber in ihrer *exzessiven körperlichen Präsenz* empfunden. Eher noch stellt sich so ein Empfinden der körperlichen Präsenz im Rahmen einer Selbstbeobachtung am Spiegel ein. In einer psychisch labilen Situation mag hier allein schon das Öffnen des Mundes das Aufreißen einer Wunde bedeuten. Allgemein aber mildert die langjährige Gewöhnung an unsere eigenen Intimbereiche und der gewohnte rituelle Umgang mit diesen - man denke nur an die Körperhygiene - jenen Schock unser Innen von außen sehen zu müssen. Auch halten sich die damit erforderlichen identifikatorischen Anstrengungen dieses, unser Inneres wieder annehmen und inkorporieren zu müssen in den Grenzen des Gewohnten. - Anders, wenn uns - wie von Sylvia Kummer - solche Intimbereiche in Grossaufnahme, kontrastverstärkt, und über besondere, die taktilen Empfindungen ansprechende Materialien nahegebracht werden. Im Schwebezustand zwischen einem distant gesehenen - äußeren - Objekt und einer unmittelbar körperlich berührenden Empfindung werden wir emotional verunsichert. Diese sinnliche Irritation kann, lässt man sich darauf ein, ein beängstigendes Ausmaß erreichen, und es braucht schließlich auch nicht zu

verwundern, dass sich bei manch einem Betrachter sogar Ekelempfindungen einstellen.

Will also Sylvia Kummer mit ihrer Arbeit irritieren, vielleicht sogar schockieren?

- Ja und nein: Gewiss nicht, um etwa den Horrorfilmen in ihrer Darstellung von zerstückelten Körpern Konkurrenz zu machen. Gegenüber einem Schwelgen in Verletzungen - jener "passage al act" - gelingt es hier intakten Körperdarstellungen eine *ebenso behutsame wie beängstigende Empfindung von Verletzbarkeit* hervorzurufen. - Zweifellos aber irritiert Sylvia Kummers Arbeit in dem Sinn, in dem es das Anliegen der Kunst schlechthin ist, Sinnlichkeit nicht nur auf symbolischer, sondern - viel unmittelbarer - auf imaginärer Ebene zu hinterfragen und jene sinnlichen Stereotypen, auf die wir uns in unserem Leben immer schon festgelegt haben, aufzubrechen. Sinn, und das heißt: *persönlich relevanter Sinn*, wird immer erst durch den *Sinnbruch eines vorhandenen Sinnstereotyps* erzeugt. Das hat Gilles Deleuze in seiner "Logik des Sinns" treffend gezeigt. Ihn paraphrasierend möchte ich seine Erkenntnis am *ideellen* Erzeugen von Sinn auch auf die *gesamte sinnliche Sphäre* hin erweitern: Nur durch die Erschütterung unserer automatisierten sinnlichen Wahrnehmungskonzepte ist unserer Sinnlichkeit ein - immer wieder neuer und bereicherter - Sinn abzugewinnen. Davon gibt letztendlich auch Sylvia Kummers Arbeit ein deutliches Zeugnis.